

Damaris Kofmehl

DER BANKRÄUBER
DIE WAHRE GESCHICHTE
DES FARZAD R.

SCM

Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2019 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Der Titel »Der Bankräuber« erschien bereits unter der ISBN 978-3-7751-5281-5.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben,
folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM
R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.

Umschlaggestaltung: Kathrin Spiegelberg, Weil im Schönbuch
Titelbild: Bankräuber: Xandtor / unsplash.com, Shannon: Ayo Ogunseinde /
unsplash.com

Satz: Breklumer Print-Service, Breklum
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-5943-2
Bestell-Nr. 395.943

INHALT

1	Nach Deutschland geschmuggelt	9
2	Der Krieg	13
3	Der Tod meines Bruders	18
4	Halabja	26
5	Raus aus der Sardinienbüchse	34
6	Zwischen Diebstahl und Schlägen	41
7	Vom Opfer zum Täter	46
8	Ein Fausthieb mit Folgen	54
9	Zu weit gegangen	65
10	Verhaftet	77
11	Obdachlos	84
12	Pamela	94
13	Kopfschuss	102
14	Die Lage spitzt sich zu	115
15	Der Entschluss	125
16	Der Banküberfall	132
17	Die Flucht	139
18	Mein letzter Trumpf	147
19	Der Schlag mit der Suppenkelle	157
20	Alles hat seinen Preis	169
21	Das Urteil	183
22	Niederschmetternde Nachrichten	193
23	Reise ins Ungewisse	201
24	Barzin	205
25	Flucht mit Hindernissen	214
26	Üble Konsequenzen	227
27	Die Spielregeln der Hölle	235
28	Der Preis des Schweigens	240
29	Leben unter Barbaren	247
30	Die Begegnung	253
31	Feuer	259

32	Ein verhängnisvoller Fußmarsch.....	270
33	Frei.....	279
	Nachwort von Damaris Kofmehl	286
	Gedanken von Farzad Rasuli.....	287

1 NACH DEUTSCHLAND GESCHMUGGELT

»Farzad, in die Sporttasche mit dir, los!«

»Aber Rashno, da pass ich doch gar nicht rein!«

»Willst du jetzt nach Deutschland oder was?«

»Und wenn ich keine Luft mehr kriege?«

»Ich lass einen Spalt offen, dummer Bruder. Mama und Shirin, ihr versteckt euch im Kofferraum. Sind nur noch ein paar Kilometer bis zur Grenze. Keine Sorge, wir schaffen das!«

»Und wenn sie uns erwischen?«

Rashno verlor langsam die Geduld mit mir.

»Halt endlich den Mund, Farzad! Sie werden uns nicht erwischen. Daria und Nasrin haben sie auch nicht entdeckt, als ich letztes Mal den Zoll passierte. Und jetzt hör auf zu jammern wie ein kleines Kind und versteck dich in der Tasche!«

Mein Bruder hielt mir die rote Adidas-Sporttasche unter die Nase und bedeutete mir mit einem scharfen Blick zu tun, was er sagte. Ich senkte folgsam die Augen, nahm die Tasche entgegen und öffnete mit meinen zarten Fingern den Reißverschluss.

Mein Herz hämmerte wie ein Heer von Spechten gegen meine kleine Brust. Ich war erst neun Jahre alt, aber mir war durchaus bewusst, wie viel für mich und meine Familie auf dem Spiel stand. Wir hatten unsere geliebte Heimat verlassen, alles, was uns vertraut war und etwas bedeutete, und waren dabei, in ein Land zu fliehen, das wir nicht kannten und dessen Sprache wir nicht sprachen. Natürlich freute ich mich darauf, meine Schwestern Daria und Nasrin wiederzusehen, die schon vor ein paar Monaten nach Deutschland geflohen waren, sowie meinen Bruder Milad, der in der Zwischenzeit genau wie Rashno als politischer Flüchtling anerkannt worden war. Doch im Augenblick graute mir einfach nur davor, in einer Sporttasche zusammengepfercht als lebendiges Gepäckstück über die Grenze geschmuggelt zu werden.

Ein seitlicher Blick auf meine Mutter und meine fünfzehnjähri-

ge Schwester Shirin bestätigte mir, dass ich nicht der Einzige mit einem mulmigen Gefühl im Magen war. Meine Mama zupfte sich schweigend ihr schwarzes Kopftuch zurecht und half Shirin in den Kofferraum. Sie legten sich zwischen die Koffer, die wir vor ein paar Tagen in unserer Villa in Teheran gepackt hatten, und mein Bruder ermahnte sie, keinen Ton von sich zu geben. Mama und Shirin nickten. Mama hielt meiner Schwester von hinten die Hand auf den Mund, damit sie nicht im falschen Moment niesen oder husten würde, und Rashno klappte den Kofferraumdeckel zu.

»Und jetzt du, Farzad.«

Folgsam kletterte ich in die Sporttasche hinein. Ich war schon immer ein kleiner Hüpfen gewesen, dünn wie ein Strohalm, und hatte problemlos Platz in der Tasche. Die Beine eng an den Körper gezogen, die Arme um meine Knie geschlungen, kauerte ich mich hin wie ein Käfer, während mein Bruder mich mitsamt Tasche auf die Rückbank hob und den Reißverschluss bis auf einen kleinen Spalt zuzog.

»Kein Mucks mehr, verstanden?«, warnte er mich ein letztes Mal mit drohend erhobenem Zeigefinger. Dann verschwand er aus meinem Blickfeld und ich hörte, wie er sich hinters Lenkrad setzte und den Zündschlüssel drehte. Der VW Golf sprang an, und los ging die Fahrt – eine Fahrt ins Ungewisse, eine Fahrt in ein komplett neues Leben und in eine völlig andere Welt: Deutschland.

Ich wusste nicht viel über dieses Land, nur, was mir Barzin, mein zweitältester Bruder, der als Einziger meiner Geschwister im Iran geblieben war, vor der Abreise ins Ohr geflüstert hatte.

»Kannst du dir vorstellen, Farzad«, so hatte er gesagt, »die Menschen dort haben Autos und Motorräder, die sich mit einem einzigen Knopfdruck auf die Größe einer Streichholzschachtel zusammenschrumpfen lassen!«

»Ist das wahr, Barzin?«, hatte ich gestaunt und ihn mit meinen schwarzen Kulleraugen fasziniert angestarrt. Ich glaubte ihm jedes Wort. Auch hatte mir Daria bei einem Telefonanruf vorgeschwärmt, wie viele Fernsehkanäle sie hätten und dass sie sich die tollsten Zeichentrickfilme anschauen würde, Mickey Mouse,

Aschenputtel, Dornröschen und viele mehr. Ich war ziemlich neidisch auf sie, denn im Iran gab es gerade mal zwei Fernsehkanäle, einen politischen und einen Gebetskanal. Beide waren nicht gerade sehr verlockend für einen neunjährigen Jungen wie mich. Aber schon bald würde ich all das Wundersame, das ich über Deutschland gehört hatte, mit eigenen Augen sehen. Ich konnte es kaum erwarten.

Ich war so aufgeregt und nervös, dass ich mir beinahe in die Hosen machte, als wir den Zoll erreichten. Rashno kurbelte die Scheibe herunter, und ich konnte durch mein Luftloch einen Mann in Uniform erkennen, der eine Maschinenpistole um den Körper trug und den Lauf direkt auf meinen Bruder gerichtet hatte. Er sprach Rashno in einer mir völlig fremden Sprache an, und mein Bruder antwortete ihm in derselben Sprache. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagten, und hielt einfach nur den Atem an.

Der soll bloß nicht auf die Idee kommen, einen Blick in die Sporttasche auf dem Rücksitz zu werfen! Bloß nicht!, dachte ich, während ich spürte, wie eine seltsame Hitzewelle meinen kleinen mageren Körper von Kopf bis Fuß erfasste. Mucksmäuschenstill lag ich da, und es kam mir vor, als würden sich mein Bruder und der Grenzwächter eine halbe Ewigkeit unterhalten. Endlich setzte sich unser Auto wieder in Bewegung. Rashno kurbelte die Scheibe hoch und stieß einen lauten Jubelschrei aus.

»Ja!«, rief er voller Begeisterung. »Ja! Ja! Ja! Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft! Ihr seid jetzt auf deutschem Boden!«

Ich atmete tief durch. Die Sekunden der Angst wichen einem unbeschreiblichen Gefühl von Euphorie. *Es hat geklappt!*, dachte ich erleichtert. *Wir sind in Deutschland!*

Beim nächsten Parkplatz fuhr Rashno raus und befreite Mama und Shirin aus dem Kofferraum, und ich kroch aus der Sporttasche und nahm wieder auf dem Rücksitz Platz. Während der ganzen restlichen Fahrt presste ich gespannt mein Gesicht an die Fensterscheibe und sog alles in mich auf, was an mir vorüberflog. Die Landschaft meiner neuen Heimat war allerdings nicht halb

so aufregend, wie ich sie mir ausgemalt hatte. Das Einzige, was mir auffiel, war, dass die Ortsschilder nicht mehr auf Persisch geschrieben waren.

Es war ungefähr zwei Uhr morgens, als wir unser Ziel, den Adenauerring 28 in Kempten, erreichten. Der Wagen hielt vor einem riesigen Hochhaus, das zwischen einer sechsspurigen Schnellstraße und einem Friedhof eingeklemmt war.

»Da wären wir«, meinte Rashno. »Die Wohnung befindet sich im achten Stock.«

Mein Blick glitt an der düsteren Fassade in die Höhe. Das Gebäude wirkte nicht gerade einladend auf mich, aber das konnte auch daran liegen, dass es mitten in der Nacht war. Bei Tag würde bestimmt alles viel freundlicher aussehen. Wir parkten den Wagen in der Tiefgarage, hievten die Koffer in den Lift und fuhren in den achten Stock hoch. Rashno schloss die Wohnungstür auf. Als wir unser neues Zuhause, eine gerade mal 15 Quadratmeter große Einzimmerwohnung, betraten, wurden wir stürmisch von meinen drei Geschwistern begrüßt.

Die Wiedersehensfreude kannte keine Grenzen. Jeder umarmte jeden, und alle plapperten gleichzeitig. Mama weinte vor Freude, als sie ihren geliebten Sohn Milad in die Arme schloss, Shirin musste dringend mal auf die Toilette, Rashno und Nasrin unterhielten sich darüber, wie die Fahrt gewesen sei, und meine zwölfjährige Schwester Daria zerrte mich am Arm in eine Ecke des Zimmers, um mir ihre neuen Spielsachen und ihre deutschen Schulbücher zu präsentieren.

»Kannst du denn schon deutsch sprechen?«, fragte ich sie.

Sie lachte. »Natürlich kann ich das. Ist ganz einfach.«

»Okay. Was heißt: Ich habe Hunger?«, testete ich sie auf Farsi.

»Ich habe Hunger«, übersetzte sie den Satz auf Deutsch und strahlte dabei wie ein Honigkuchenpferd. Ich war mächtig beeindruckt, obwohl ich kein Wort verstanden hatte von dem, was sie sagte. Ich versuchte ihr den Satz nachzusprechen, gab es aber bald auf.

»Ich glaube nicht, dass ich diese Sprache je lernen werde«, seufzte ich.

»Ach was«, kicherte sie amüsiert. »Das kriegst du schon hin. Du wirst sehen.«

Nasrin, meine älteste Schwester, hatte für unsere Ankunft extra etwas gekocht, und nachdem sich der allgemeine Begrüßungssturm gelegt hatte, breitete sie das »Sofreh«, ein iranisches Esstuch, in der Mitte der engen Wohnung aus, und wir setzten uns zu siebtdarum herum und genossen unsere erste warme Mahlzeit auf deutschem Boden – im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich war einfach nur glücklich. Dass wir unsere geräumige Villa im Nobelviertel von Teheran gegen ein Ei in einem hässlichen Wolkenkratzer eingetauscht hatten und es nur ein Bett und einen Schrank für uns alle gab, störte mich nicht im Geringsten. Unsere Familie war wieder vereint, das war das Einzige, was im Moment zählte. Und da draußen wartete eine Welt voller Abenteuer auf mich.

2 DER KRIEG

Das Schicksal geht oft merkwürdige Wege. Noch vor einem Jahr hätte ich mir nicht träumen lassen, dass meine Familie nach Deutschland auswandern würde. Niemand von uns hatte das geplant. Warum sollten wir auch? Wir lebten in einer wunderschönen Villa im Norden von Teheran, in der sogenannten Öl-Gegend. Im Garten roch es nach frischen Rosen, es gab Feigenbäume, und wenn der nasse Marmorboden auf der Terrasse nach dem Begießen der Pflanzen in der Sonne glitzerte, konnte man beinahe glauben, im Paradies zu sein.

Aber dann kam der Tag, an dem Bilder von einer der grausamsten Taten Saddam Husseins um die Welt gingen: der 16. März 1988, der Tag, an dem die Bewohner der kurdischen Kleinstadt Halabja Opfer des größten Giftgasangriffs seit dem Ersten Weltkrieg wurden. Das Senfgas, welches innerhalb von Sekunden Tausende un-

Damaris Kofmehl

SHANNON – EIN WILDES LEBEN

EIN STRASSENMÄDCHEN ZWISCHEN
GEFÄNGNIS, DROGENHANDEL UND
BANDENKRIEG

SCM

Hänssler

INHALTSVERZEICHNIS

1	Vater	295
2	Der Junge mit der Gitarre	310
3	Sein wahres Gesicht	318
4	Paul	329
5	Nicolas	339
6	Die Jaguars	352
7	Überlebe!	365
8	Die Schlacht	378
9	Robby	389
10	Der Pakt	397
11	Big X	404
12	Die Schatten des Todes	420
13	Seine Augen	436
14	Im Loch	442
15	Am Rande des Wahnsinns	458
16	Brasilien	467
17	Die Begegnung	484
18	Die Wende	495
19	Fackelträgerin der Liebe	504
20	Und nochmals: Vater	518
	Nachwort	525
	Informationen zur Autorin	526

1 VATER

»Sitz endlich still, Shannon!«

»Ja, Tante Carmen.«

»Und nimm den Kaugummi aus dem Mund!«

»Ja, Tante.«

Das neunjährige Mädchen klebte den Kaugummi provokativ an den vorderen Sitz, wofür es eine saftige Ohrfeige erntete.

»Es reicht, Mädchen! Glaubst du, ich hätte nichts Wichtigeres zu tun, als mit einer frechen Göre wie dir in die Vereinigten Staaten zu fliegen?«

Shannon hielt sich die brennende Wange und schmolte vor sich hin.

»Und damit du's weißt: Dein Vater ist nicht der großartige Held, für den du ihn hältst. Er wird dir deine schlechten Manieren schon austreiben, das garantier ich dir!« Sie deutete mit dem Kopf auf den Kaugummi. »Nimm den da weg – bitte!« Das Mädchen tat, als hätte es die Aufforderung überhört. »Soll ich den Steward holen?«, drohte Tante Carmen ihrer widerspenstigen Nichte, um ihre Autorität wenigstens vor den anderen Fluggästen zu demonstrieren.

Ein älterer, rundlicher Herr, der schräg vor ihr saß, legte seine Zeitschrift zur Seite, blickte die junge Frau über seine Brille beserwischerisch an und meinte lebenserfahren: »Die Jugend ist auch nicht mehr wie früher. Zu unserer Zeit hat man die Erwachsenen noch respektiert. Und wenn wir nicht gehorchten, versohlte man uns den Hintern. Hart durchgreifen, so lautet meine Parole.«

»Danke«, antwortete die Tante trocken, »ich bin nicht für die schlechte Erziehung dieses Mädchens verantwortlich. Wenn es nach mir ginge, wäre das Kind ohnehin bei seinen Großeltern in Brasilien geblieben. Was soll es in den USA bei seinem Vater, den es noch nie gesehen hat?« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann nicht gut gehen. Aber auf mich hört ja niemand.«

Shannon starrte stumm auf den Kaugummi am vorderen Sitz,

das sichtbare Zeichen ihrer inneren Anspannung, und versuchte, die bitteren Bemerkungen ihrer Tante zu ignorieren. Die hatte ja keine Ahnung, dachte sie. Ihr Vater war der beste, den es nur geben konnte, so viel stand fest. Bis vor Kurzem hatte das ihre Tante ja selbst behauptet, und nicht nur Tante Carmen, sondern der gesamte Familienclan: Tante Emilia, Tante Rosa, Onkel Emanuel und natürlich Großmutter und Großvater.

»Dein Vater ist ein feiner Mensch«, sagte die Großmutter jedes Mal unbestimmt, wenn Shannon sie nach ihm fragte. Und das kam oft vor. Denn Shannon wollte es genau wissen. Schließlich musste es einen Grund geben, warum sie nicht wie andere Kinder bei ihren Eltern wohnen konnte.

»Wenn mein Vater ein feiner Mensch ist, warum wohne ich dann nicht bei ihm?«

»Das geht nicht, Shannon«, antwortete Großmutter. »Wievielmals hab ich dir das schon erklärt: Dein Vater ist ein viel beschäftigter Mann. Du würdest ihm nur im Wege stehen. Und das willst du doch nicht, oder?«

»Und meine Mutter?«, bohrte Shannon weiter. »Warum kann ich nicht bei ihr wohnen?«

»Das geht auch nicht.«

»Aber warum nicht? Du hast doch gesagt, sie wohne ganz in der Nähe meines Vaters.«

»Du sollst nicht so viele Fragen stellen, Kind«, blockte Großmutter die Neugier ihrer Enkelin ab. »Gefällt es dir denn nicht bei uns?«

»Doch schon.«

»Dann tu mir einen Gefallen und zerbrich dir nicht den Kopf über deine Eltern. Sie haben ihre Gründe, warum sie dich zu uns gebracht haben. Aber um das zu verstehen, bist du noch zu klein.« Damit war das unangenehme Thema einmal mehr vom Tisch, und Shannon kannte ihre Großmutter gut genug, um zu wissen, dass es nicht klug war, weitere Fragen zu stellen. Wenn Großmutter einen Schlusspunkt setzte, war es besser, dies bedingungslos zu akzeptieren und das Gespräch auf einen anderen Tag zu verschieben.

Darin hatte Shannon bereits Übung, denn Fragen über ihre Eltern schwirrten ihr fast pausenlos im Kopf herum, und hätte Großmutter ihre Fragerei nicht offensichtlich als derart unbequem empfunden, hätte das Mädchen sie wohl ständig ausgequetscht. Es gab so vieles, was Shannon wissen wollte. So vieles, was schwer zu begreifen war. Und die Erwachsenen vertrösteten sie immer, sie würden ihr alles erklären, wenn sie größer sei.

»Dafür bist du noch zu klein«, war die häufigste Antwort auf ihre brennenden Fragen. Shannon hasste diese Antwort. Es war nicht fair, dass Erwachsene Kinder mit diesem Satz abspeisen durften, wenn ihnen ein Thema zu heikel war. Es ging immerhin um ihre Eltern und damit um ihre eigene Geschichte. Und niemand schien etwas darüber zu wissen oder wissen zu wollen. Es gab Dinge, die einfach totgeschwiegen wurden. Und ihre eigene Erinnerung an die Zeit, bevor sie zu ihren Großeltern kam, war wie ausgelöscht. Das war nicht weiter verwunderlich; denn als ihr Vater sie nach Brasilien abgeschoben hatte, war sie keine zwei Jahre alt gewesen – genaugenommen ein Jahr und 10 Monate. Wenigstens das hatte man ihr später gesagt. Und erstaunlicherweise konnte sie sich sogar bruchstückhaft an die Abschiedsszene erinnern wie an einen Film, aus dem man einige Sequenzen herausgeschnitten hat, oder wie an einen Traum, bei dem die Menschen keine Gesichter haben ...

Sie klammert sich an einen Teddybären, als sie an der Hand ihres Vaters auf ihren kleinen, wackeligen Beinchen das riesige Flughafengebäude betritt. Plötzlich packt der Vater den Bären und wirft ihn weit weg. Instinktiv rennt das kleine Mädchen hinter seinem geliebten Teddy her, hebt ihn vom Boden auf, schließt ihn in seine Ärmchen und will zu seinem Vater zurückgehen. Doch als es sich nach ihm umdreht, ist er nicht mehr da. Er ist einfach weg, ohne sich zu verabschieden, ohne seiner Tochter einen letzten Kuss auf die Wange zu drücken, ohne sie irgendwie auf eine Trennung vorzubereiten. Und bevor sie die Situation richtig begriffen hat, hält eine unbekannte Frau sie fest, schleppt sie mit sich fort und bringt sie nach Brasilien.

Das war alles, woran Shannon sich erinnerte.

Ein Jahr später besuchte ihr Vater sie mit seiner damaligen Freundin Alice in Ribeirão Preto, der Stadt, in der Shannon mit ihren Großeltern wohnte. Doch daran erinnerte sich Shannon kaum. Der Kontakt zu ihrem Vater gewann für sie erst an Bedeutung, als er sie anzurufen begann. Das kam zwar nicht sehr häufig vor, genauer gesagt nur an Weihnachten und zu ihrem Geburtstag. Aber für Shannon waren die Telefongespräche mit ihrem Vater das Größte. Sie gaben ihr das unbeschreibliche Gefühl, ihm irgendwie wichtig zu sein. Einmal schickte er sogar Geld für ein Fahrrad! Es war ihr erstes Fahrrad, und sie war unendlich stolz darauf. *Ihr Vater hatte es ihr geschenkt! Ihr Vater!*

Und dann hatte er vor einigen Wochen wieder angerufen. Es war am 17. Dezember 1980 gewesen, an Shannons neuntem Geburtstag. Dieser Tag sollte Shannons Leben verändern, allerdings nicht so, wie sie sich das vorgestellt hatte ...

»Hallo, meine Prinzessin!«, klang es über 8 000 Kilometer Entfernung durchs Telefon. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!«

»Hallo Vater!«, antwortete Shannon glücklich, und die raue, aber vertraute Stimme ihres Vaters ließ ihr Herz augenblicklich höher schlagen. »Ich hab die ganze Zeit am Telefon gesessen und auf deinen Anruf gewartet.«

»Wie geht's dir so?«, erkundigte sich der Vater. »Bist du fleißig in der Schule?«

»Einigermaßen.«

»Und wie geht's deiner Großmutter?«

»Gut.« Shannon wunderte sich nicht, dass er sich nur nach Großmutter erkundigte. Über seinen Vater, ihren Großvater, verlor er nie viele Worte, und das konnte ihr nur recht sein; denn auch sie mochte ihn nicht besonders – aus verschiedenen Gründen. Er war der Schrecken der ganzen Verwandtschaft. Es gab keinen, den er mit seinen provozierenden Bemerkungen nicht schon auf die Palme getrieben hatte. Großmutter, die ohnehin einen explosiven Charakter hatte, war sogar einmal mit dem Messer auf ihn losgegangen, weil er sie eine Hure genannt hatte. Sie würde ihn betrügen, hatte er ihr vorgeworfen, und dabei war *er* es, der sich hinter ihrem Rücken mit

einer anderen Frau traf und dieser Geliebten fast das ganze Geld aus der Firma zukommen ließ. Aber das war nur eine der Ursachen, warum Shannon ihren Großvater nicht ausstehen konnte, ja sich sogar vor ihm ekelte. Er war eine furchterregende Gestalt, und manchmal gab es Situationen, wo sie sich nichts sehnlicher wünschte, als dass ihr Vater sie zu sich in die Vereinigten Staaten holen würde, obwohl sie wusste, dass das nicht möglich war.

»Ich vermisse dich, Vater«, flüsterte die Neunjährige ins Telefon. »Warum kommst du mich nicht besuchen?«

»Das geht leider nicht«, antwortete der Vater, und in verheißungsvollem Ton fügte er hinzu: »Aber ich hätte da eine viel bessere Idee.«

»Was für eine Idee?«

»Natürlich kann ich dich nicht zwingen. Die Entscheidung liegt ganz bei dir. Ich würde mich jedenfalls riesig freuen, so viel steht fest. Aber vielleicht findest du meine Idee auch völlig daneben.«

Shannon begann, ungeduldig auf dem Stuhl hin und her zu rutschen.

»Was für eine Idee?«

»Ich dachte mir ... ich hab mir das natürlich reiflich überlegt ... und ich weiß auch nicht, ob deine Großmutter damit einverstanden wäre ... und wie gesagt, vielleicht möchtest du ja gar nicht ...«

»Was denn, Vater?«

»Zu mir ziehen, Shannon.«

Für einen Moment herrschte absolute Funkstille. Shannon fühlte den Pulsschlag ihres Herzens bis in die Fingerspitzen, und der Telefonhörer brannte an ihrem Ohr. Was hatte ihr Vater da eben gesagt?

»Meinst du das im Ernst?«

»Damit würde ich niemals scherzen.«

»Du möchtest, dass ich zu dir ziehe?«

»Ja.«

»Für immer?«

Ihr Vater zögerte einen Augenblick. »Vorausgesetzt, du bist damit einverstanden.«

Shannon lachte. »Was für eine Frage, Vater! Ich wollte schon immer zu dir ziehen! Seit ich denken kann! Wann kann ich kommen?«

»Immer mit der Ruhe, Shannon. Hol mir erst einmal deine Großmutter an den Draht, damit ich sie über meine Pläne informieren kann.«

»Großmutter!« Shannon legte unverzüglich den Hörer auf den Tisch und wirbelte aus dem Zimmer. »Großmutter! Mein Vater möchte mit dir reden! Ich werde zu ihm ziehen!« Die umwerfende Neuigkeit dröhnte durchs ganze Haus. Shannon flatterte von einem Zimmer zum anderen wie ein tanzender Schmetterling. Sie wollte es allen erzählen, jetzt gleich. Eine Nachricht wie diese duldeten keinen Aufschub. Onkel Emanuel saß wie immer zermürbt im Rollstuhl in seinem Zimmer und schien über die ungerechte Verteilung menschlichen Unglücks nachzubrüten. Als Shannon die Tür aufriss, fuhr er sie gleich unwirsch an, wie es seine Art war:

»Du sollst anklopfen, bevor du eintrittst. Schreib dir das hinter die Ohren.«

»Ich werde zu meinem Vater ziehen!«, verkündete Shannon ungeachtet der schlechten Laune ihres Onkels. »Hast du meine Großmutter irgendwo gesehen?«

»Was kümmert mich deine Großmutter«, stänkerte Onkel Emanuel unzufrieden, »such sie selber, und lass mich in Ruhe.«

Shannon schwirrte davon.

»Und mach gefälligst die Tür zu, es zieht!«

Doch vor lauter Übermut vergaß Shannon diese Kleinigkeit, und der Onkel fluchte hinter ihr her, während sie weiter nach ihrer Großmutter suchte.

Im Fernsehraum fand sie Tante Emilia, die ebenfalls in dem großzügigen Haus der Familie Ribeiro wohnte. Sie war eine begeisterte Esoterikerin und verbrachte die meiste Zeit mit Yoga. Im Schneidersitz saß sie auf dem Fußboden, die Hände in empfangender Stellung auf die Knie gelegt, die Augen geschlossen und anscheinend in Trance. Natürlich war auch sie alles andere als

begeistert, als Shannon sie ziemlich unsanft aus ihrer spirituellen Versunkenheit riss.

»Weißt du, wo Großmutter ist?«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen? Was fällt dir ein, so abrupt in meine transzendente Aura einzudringen?«

»Tut mir leid, Tante. Aber es ist wichtig: Ich werde zu meinem Vater ziehen!«

»Um Himmels willen«, stieß Tante Emilia aus, und ihr bis dahin verklärtes Antlitz verlor jeglichen Glanz. »Wer hat dir diesen Schwachsinn eingeredet?«

»Das ist kein Schwachsinn. Mein Vater will, dass ich zu ihm in die USA komme!«

»Um Himmels willen«, sagte die Tante zum zweiten Mal, »weiß das deine Großmutter schon?«

»Nein. Deshalb suche ich sie ja. Mein Vater ist am Telefon und will mit ihr darüber reden.«

»Das musste ja so kommen«, murmelte Tante Emilia vor sich hin. Dann erhob sie sich rasch und schob das Mädchen zur Tür. »Deine Großmutter wird begeistert sein.«

Sie trafen Großmutter zusammen mit Tante Carmen im Hinterhof. Beide Frauen hatten ihnen den Rücken zugewandt, standen am steinernen Waschtrog und schrubbten mit viel Seife und Hingabe einige Kleider. Samanta, ein Deutscher Schäferhund, lag hechelnd unter der Kokospalme in der Mitte des großen Hofes und überblickte friedfertig sein königliches Revier. Überall auf dem geteerten Boden lagen leere Bierflaschen und Zigarettenstummel herum, die man nach der letzten Party wegzuräumen vergessen hatte. Partys stiegen bei Familie Ribeiro fast jeden Abend. Verwandte und Bekannte von nah und fern trafen sich hier spontan zum fröhlichen Musizieren und Plaudern. Es wurde immer bis spät in die Nacht getrunken, Samba getanzt und gefeiert, und Shannon war jedes Mal mitten drin im Gewühl. Die laute Musik, das fröhliche Gelächter, die vielen gut gelaunten Menschen – das war ganz nach ihrem Geschmack!

»Großmutter!«, rief Shannon, noch bevor sie den Hof betreten

hatte. »Mein Vater lädt mich ein, in die USA zu kommen!« Das gleichmäßige Geräusch der Kleiderbürsten hörte augenblicklich auf, und die beiden Frauen drehten sich um.

»Was hast du da gesagt?«, fragte die Großmutter, eine große, schlanke Frau, die trotz ihres Alters nichts von dem natürlich-herben Stolz verloren hatte, der ihr als Spross einer italienischen Familie mit in die Wiege gelegt worden war. In ihren harten Gesichtszügen spiegelte sich ein von Mühsal und Frustration geprägtes Leben. Aber in ihren Augen flammte der unbeugsame Wille eines ungezähmten Pferdes.

»Francisco ist verrückt geworden«, kommentierte Tante Emilia die Neuigkeit. »Erst gibt er Shannon hier ab, und jetzt will er sie zurückhaben.«

»Wer behauptet das?«, fragte Tante Carmen.

»Unser über alles geliebte Bruder behauptet das«, sagte Emilia, »Shannons Vater. Er ist am Telefon.« Die Großmutter sagte kein Wort. Doch die Besorgnis stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie wischte die nassen Hände am Rock ab, während sie Shannon mit einem undefinierbaren Blick von Kopf bis Fuß musterte. Dann ließ sie Wäsche Wäsche sein und schritt entschlossen ins Haus. Shannon blieb etwas unbeholfen stehen und spürte die kritischen Blicke ihrer Tanten auf sich lasten.

»Was starrt ihr mich so an? Er ist schließlich mein Vater!«

»Du kennst deinen Vater nicht«, sagte Tante Emilia trocken.

»Ich kenn ihn wohl«, widersprach die Neunjährige, »ihr seid es, die ihn nicht kennen.«

»Ich kenne deinen Vater, da hat er sich noch in die Windeln gemacht«, entgegnete Emilia, »und ich sage dir: Du weißt nicht, worauf du dich einlässt.«

»Ihr wollt es mir nur vermässeln«, knirschte Shannon und verschränkte beleidigt die Arme. »Ich werde zu meinem Vater ziehen. Jawohl, das werde ich!«

Jetzt ergriff Tante Carmen das Wort. Sie war 27 Jahre alt und eine dynamische Biologiestudentin. Sie kniete neben Shannon nieder und fasste sie am Arm.

»Hör zu, Shannon. Wir wollen dir nichts vermessen. Wir wollen nur das Beste für dich.«

»Dann lasst mich zu meinem Vater ziehen.«

»Genau das ist *nicht* das Beste für dich.«

Shannon löste sich vom Griff ihrer Tante und trat einen Schritt zurück. »Und woher wollt ihr wissen, was das Beste für mich ist? Das ist *mein* Leben! Und es ist *mein* Vater!«

»Shannon«, nahm Carmen einen neuen Anlauf, »du hast deinen Vater zuletzt gesehen, als du *drei* Jahre alt warst. Und seine Stimme hörst du ganze *zwei Mal* im Jahr. Das ist alles. Mehr Zeit bist du deinem Vater nie wert gewesen.«

»Er hatte eben viel zu tun.«

»Genau! Und das wird sich auch nicht ändern, wenn du zu ihm in die USA gehst. Dein Vater hat keine Zeit für dich, verstehst du das denn nicht?«

Nein, das verstand Shannon nicht. Und es machte sie wütend, dass ihre Tanten ihren Vater hinstellten, als wäre er nicht fähig, richtige Entscheidungen zu treffen.

»Mein Vater weiß, was er tut. Und ihr seid alle Banausen!«

»Dein Vater ist Geschäftsmann! Er wird deinetwegen nicht seine Karriere aufs Spiel setzen!«

»Er ist der Beste, der Allerbeste! Ihr seid ja nur neidisch auf ihn!« Mit diesen Worten rannte Shannon an ihren Tanten vorbei ins Haus. Sie war wütend. Es war ihr gutes Recht, zu ihrem Vater zu ziehen, und das würde sie auch tun, ganz egal, ob ihre Verwandtschaft dafür war oder nicht. Sie steuerte direkt aufs Gästezimmer zu, wo Großmutter mit ihrem Vater am Telefon redete. Als Shannon eintrat, beendete die alte Frau das Gespräch ziemlich abrupt und legte auf. Wieder musterte sie das neunjährige Mädchen mit einem eigenartigen Ernst, während dieses vor Neugier beinahe platzte.

»Und? Was hat er gesagt? Wann fliege ich?«

Die Großmutter wischte sich eine graue Haarsträhne aus der Stirn.

»Du glaubst also, dein Vater würde dich mit offenen Armen empfangen«, stellte sie trocken fest.

»Er ist ein großartiger Mensch. Das hast du doch immer behauptet, nicht wahr, Großmutter?«

»Gewiss«, murmelte Großmutter, doch es klang zum ersten Mal nicht sehr überzeugt. »Und was wird aus der Schule? Und aus deinen Freunden?«

»Ich kann ja dort zur Schule gehen. Und Freunde finde ich bestimmt auch.« Sie ging auf ihre Großmutter zu, umarmte sie und blickte mit ihren großen dunklen Augen flehend zu ihr hoch. »Bitte, Großmutter. Sag, dass du mich gehen lässt, bitte!«

Die Großmutter schwieg eine Weile, seufzte dann tief und strich ihrem Enkelkind über das schwarze, gelockte Haar.

»Ich fürchte, ich habe keine andere Wahl«, sagte sie schließlich. »Er ist dein Vater. Das Gesetz steht nun mal auf seiner Seite.«

Shannon stieß einen begeisterten Urschrei aus und drückte ihrer Großmutter einen dicken Kuss auf die Wange.

Wie ein Wirbelwind sauste sie aus dem Haus, um die umwerfende Neuigkeit aller Welt zu erzählen. Vor allem musste sie es Alexandre sagen. Alexandre war ihr Cousin und wohnte mit seinen Eltern und seinen vier Geschwistern auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er war ihr bester Freund. Zusammen hatten die beiden schon die verrücktesten Streiche ausgeheckt, und wenn Alexandre mit ihr auf seinem Motorrad durch die Gegend flitzte, fühlte sie sich unbesiegbar. Er war einige Jahre älter als sie und litt unter Schizophrenie, was die meisten davon abhielt, sich mit ihm einzulassen. Einmal waren sie zusammen schwimmen gegangen, da hatte er Shannon in einem seiner unkontrollierbaren Anfälle sogar beinahe ertränkt, und man hatte sie mit blauem Kopf aus dem Wasser gefischt. Dennoch liebte Shannon ihren Cousin, als wäre er ihr Bruder, und selbst seine geistigen Störungen konnten das Band ihrer Freundschaft nicht zerstören.

Im Gegensatz zu Alexandre waren seine drei Geschwister nicht gut auf Shannon zu sprechen. Sie fanden es völlig daneben, dass sie von der gesamten Verwandtschaft verwöhnt und verhätschelt wurde, nur weil sie aus den Vereinigten Staaten kam und ihre Eltern nicht kannte. Manuel und Guilherme sagten ihr manchmal,

sie würden Samanta, den Schäferhund, umdressieren, damit er sie auffresse, und Shannon hatte eine panische Angst, sie würden es wirklich tun. Doch am meisten fürchtete sie sich vor Juliana. Juliana war eineinhalb Jahre älter als Shannon und schien in ihrer ganzen Freizeit darüber nachzusinnen, wie sie ihrer Cousine eins auswaschen könnte. Sie hasste Shannon bis aufs Blut. Ihre Eifersucht war beinahe krankhaft, vor allem dann, wenn Shannon dieselben Geschenke bekam wie sie oder gar mit ihrer Familie in die Ferien mitfahren durfte. Einmal warf sie eine Holzleiter auf Shannon und rannte kichernd davon, als das jüngere Mädchen zu weinen begann. Ein anderes Mal schüttete sie ihrer Cousine einen Eimer voll Wasser über den Kopf, als diese beim Wassertank ihre Kleider wusch. Doch da packte die Großmutter Juliana am Kragen und befahl Shannon, das Mädchen zur Strafe ebenfalls mit einem Eimer voll Wasser zu übergießen. Als Shannon das nicht tun wollte, drohte die Großmutter, eigenhändig einen zweiten Wassereimer über ihrem Kopf auszuleeren, wenn sie sich nicht augenblicklich revanchiere. Und da Shannon das Temperament ihrer Großmutter nur zu gut kannte, gehorchte sie ihr schließlich, wohl wissend, dass sie Julianas Eifersucht damit nur noch mehr schürte.

Aber an diesem Abend, als Shannon voller Freude und außer Atem in ihr Haus stürmte und der ganzen Familie erzählte, sie würde zu ihrem Vater in die USA ziehen, machten die Geschwister ausnahmsweise keine gemeinen Bemerkungen und wünschten ihr sogar Glück. Ihnen konnte es ja nur recht sein, dass sie das Feld endlich räumte. Nur Alexandre sagte nichts. Wenn Shannon sie verließ, bedeutete das für ihn, dass er wieder in die Rolle des Außenseiters schlüpfen musste, in die Rolle des geistig Kranken und Unberechenbaren. Mit Shannon verlor er gewissermaßen eine kleine Schwester, und das schmerzte, selbst wenn er es sich nicht anmerken ließ und einfach nur schwieg.

Tante Rosa, die Mutter der vier Kinder, machte hingegen dasselbe besorgte Gesicht wie Tante Emilia, Tante Carmen und Großmutter. Auch ihr war die Sache offenbar nicht geheuer, auch sie schien zu vermuten, dass die Einladung in die USA mit Problemen

verbunden war, mit großen Problemen. Doch Shannon wollte davon nichts hören. Sie hatte von ihrem Vater das schönste Geburtstagsgeschenk ihres ganzen Lebens bekommen, davon war sie überzeugt. Und niemand würde ihr einreden können, dass dem nicht so war.

Erst als sie sich verabschiedet und das Haus bereits verlassen hatte, rannte Alexandre hinter ihr her und hielt sie am Arm fest.

»Wann kommst du wieder?«, fragte er sie zögernd. Shannon zuckte die Achseln.

»Ich werde dich besuchen kommen, das versprech' ich dir.«

»Wirst du nicht«, sagte Alexandre, »du wirst mich vergessen, ich weiß es.«

»Ich werde dich nicht vergessen, Alexandre. Wir sind doch Freunde.«

»Du wirst mich trotzdem vergessen«, beharrte ihr Cousin auf seiner Überzeugung. »Aber ich nehm's dir nicht übel, Shannon. Einen wie mich vergisst man schnell.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Shannon. Eine Weile standen sie sich gegenüber, und auf einmal wurde Shannon bewusst, wie viel Alexandre ihr eigentlich bedeutete. Aber es war jetzt nicht der Moment, sentimental zu werden. Zudem würden sie sich ja noch ein paar Tage sehen, bevor sie abreiste.

»Ich werde dich vermissen«, sagte Alexandre, während er seine neunjährige Cousine fest an sich drückte.

»Ich dich auch«, sagte Shannon leise.

»Jetzt nimm endlich den Kaugummi da weg!« Die Aufforderung ihrer Tante holte Shannon in die Wirklichkeit zurück. Widerwillig streckte sie ihre Hand aus und klaubte den Kaugummi im Zeitlupentempo vom vorderen Sitz.

»Ist ihr Vater Brasilianer?« Es war der ältere, dicke Herr schräg vor ihnen, der diese Frage gestellt hatte.

»Ja«, antwortete Tante Carmen, »aber er ist mit 19 Jahren in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Ich war damals kaum älter als meine Nichte heute.«

Geht den doch überhaupt nichts an, dachte Shannon bei sich.

Der würde besser seine Zeitung lesen, als im Leben anderer Menschen herumzustöbern.

»Er brach den Kontakt zu seiner Familie völlig ab«, vertraute ihm Carmen bereitwillig an. »Und dann hieß es plötzlich, er hätte ein Kind in die Welt gesetzt und würde es zu uns nach Brasilien schicken.«

»Verstehe«, tat der ältere Herr interessiert.

Du verstehst überhaupt nichts, dachte Shannon, und wenn du nicht endlich den Mund hältst, werde ich dir den Kaugummi auf deine dämliche Glatze kleben.

»Tja«, seufzte Tante Carmen, »und nun, nach sieben Jahren Sendepause, verlangt er seine Tochter zurück. Einfach so. Als wäre sie nur kurz bei uns in den Ferien gewesen. Sie können sich denken, dass das nicht gut geht.«

»Allerdings.«

»Und ich wurde dazu verknurrt, meine Nichte zu begleiten.«

»Ach.«

»Um ihr die Übergangsphase zu erleichtern, hieß es.«

»Und wie lange bleiben Sie?«

»Drei bis vier Wochen. Allerhöchstens. Viel mehr Zeit kann ich wegen meines Studiums ohnehin nicht drangeben. Gott sei Dank.«

Shannon wickelte den Kaugummi in ein Papierchen und ließ ihn unauffällig zu Boden gleiten. Die offenherzigen Bemerkungen ihrer Tante kränkten sie. Es wäre wirklich nicht nötig gewesen, sie vor allen Leuten bloßzustellen, nur weil sie den Kaugummi an den Vordersitz geklebt hatte. Zugegeben, sie hatte sich während des Fluges unmöglich benommen. Aber irgendwie musste sie ihren gemischten Gefühlen einfach Luft verschaffen! Sie wusste selbst nicht, was eigentlich in ihr vorging. Einerseits freute sie sich auf ihren Vater, und gleichzeitig hatte sie ein derart mulmiges Gefühl, dass ihr sogar der Appetit verging. War es Angst? Angst vor einem neuen Leben in einer völlig fremden Welt? Oder hegte sie irgendwo, tief in ihrer kleinen Seele, die Befürchtung, dass ihr Vater doch nicht der war, für den sie ihn hielt?

Was auch immer es war, es schnitt ihr beinahe die Luft ab. Sie

glaubte die ganze Zeit, sich übergeben zu müssen, so mies fühlte sie sich. Die Bemerkungen ihrer Tante schienen das Ganze noch zu verstärken, und als das Flugzeug nach mehreren Stunden endlich zur Landung in Minneapolis im US-Bundesstaat Minnesota ansetzte und Shannon vom Fenster aus auf diese riesige Stadt hinunterblickte, wurde es ihr beinahe schwindlig beim Gedanken an das, was sie erwartete.

Ihr Herz pochte zum Zerspringen, als sie durch die automatische Glastür schritt und in der Menge der Wartenden nach einem Mann Ausschau hielt, der ihr Vater sein sollte. Ob sie ihn erkennen würde? Undenkbar. Sie war ja erst drei gewesen, als sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Und ob er *sie* wohl erkannte? Wie würde er sie begrüßen? Würde er sie herumwirbeln, wie sie das schon in Filmen gesehen hatte? Bestimmt würde er sie fest in seine Arme schließen und ihr sagen, wie groß sie geworden sei. Ja, das würde er bestimmt tun.

»Da hinten ist er!«, sagte Tante Carmen plötzlich, fasste Shannon an der Hand und drängte sich durch die Menschenmenge hindurch. Sie steuerten auf ein Pärchen zu. Die Frau hatte einen Kinderwagen dabei. Das musste wohl Vaters neue Frau sein.

Und daneben stand er.

Ihr Vater.

Er war groß und kräftig, hatte kurz geschnittenes schwarzes Haar und bräunliche Haut. Er trug einen dunkelblauen Wintermantel, abgetragene Jeans und Turnschuhe. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben, und mit seinen großen schwarzen Augen musterte er Shannon von Kopf bis Fuß, während sie sich ihm zögernd näherte. Shannon spürte seinen Blick auf sich ruhen und fühlte sich elend. Bestimmt fand er sie hässlich. Bestimmt hatte er sich seine Tochter nicht so klein und blass und mager vorgestellt. Und dann dieses grässliche blaue Marinekleidchen und diese schrecklich große Schleife in ihrem wilden Haar! Shannon kam sich absolut lächerlich vor. Sie hätte lieber ihren grünen Lieblingspulli und die alten Jeans angezogen. Aber Großmutter fand, für die Begegnung mit ihrem Vater müsse sie besonders schick

aussehen, und hatte ihr dieses himmelschreiende Kleidchen gekauft und all ihre alten Kleider fortgeworfen, ohne sie dabei um ihre Meinung zu fragen.

»Oi, irmão«, begrüßte Tante Carmen ihren Bruder auf Portugiesisch und ohne irgendwelche überschwänglichen Gefühlsausbrüche.

»Hi, sister«, antwortete Francisco genauso trocken auf Englisch und drückte seiner Schwester flüchtig die Hand, wie man einem Geschäftspartner die Hand drückt, wenn er aus dem Urlaub zurückkommt. Es machte den Eindruck, als hätten sich die beiden erst gestern gesehen; dabei waren seit ihrer letzten Begegnung sechs Jahre vergangen! Nun wandte sich der Vater Shannon zu, und wieder schoss dem Mädchen das Blut in den Kopf, als sich ihre Blicke begegneten.

»Und du bist also meine Shannon«, sagte er und fasste ihre Hand, »Welcome to the United States of America!« Shannon sah ihn verwirrt an, und da huschte ein Lächeln über sein Gesicht. »Das ist Englisch, meine Kleine. Das wird in Zukunft deine Sprache sein.« Er deutete auf die Frau mit dem Kinderwagen. »Und das ist Valerie, deine Stiefmutter.«

»Hi, little girl«, sagte Valerie süß und streckte ihr die Hand entgegen. Shannon fasste ihre Hand misstrauisch und murmelte ein leises »Hallo«.

»Da haben wir noch Melissa, dein Halbschwesterchen«, stellte der Vater das jüngste Familienmitglied vor, das zufrieden im Kinderwagen lag und schlief. »Und im nächsten Jahr planen wir ein weiteres Baby ein, nicht wahr, Valerie?« Er umarmte seine Frau von hinten, legte ihr die Hände auf den Bauch und küsste sie zärtlich. Shannon betrachtete ihre Stiefmutter feindselig. Es passte ihr gar nicht, wie innig ihr Vater diese Frau umarmte, während er sie selbst dermaßen kühl begrüßt hatte. Nicht mal einen Kuss hatte er ihr gegeben, und herumgewirbelt erst recht nicht. Sie hatte sich das alles etwas herzlicher vorgestellt. Und der Gedanke daran, Englisch lernen zu müssen, passte ihr auch nicht. Sie trat einen Schritt zurück, klammerte sich verunsichert an Tante Carmen und

hoffte sehnlichst, dass ihr diese nicht mehr böse war wegen des Kaugummi.

Sie war sich auf einmal nicht mehr so sicher, ob es klug gewesen war, zu ihrem Vater zu ziehen. Doch jetzt gab es kein Zurück mehr.

2 DER JUNGE MIT DER GITARRE

Vom ersten Moment an, als sie ihn sah, fühlte sie sich eigenartig zu ihm hingezogen. Ja, er hatte etwas Geheimnisvolles, Mystisches an sich. Etwas, was sie nicht beschreiben konnte. Er wirkte wie ein Außerirdischer inmitten der exotischen Gesellschaft, in der ihr Vater sie hatte stehen lassen.

»Amüsier' dich, mein Schatz«, hatte ihr Vater gesagt, »in spätestens einer Stunde bin ich zurück.« Und dann war er gegangen und nicht wiedergekommen. Dabei hatte er ihr versprochen, sich freizunehmen, um mit ihr ans Meer zu gehen. An den Strand von Los Angeles. Nur er und sie. Und sie hatten auch tatsächlich das Flugzeug nach Los Angeles genommen und sich in der Villa ihres Onkels, zehn Kilometer vom Meer entfernt, einquartiert. Aber das war nun schon drei Tage her, und ihr Vater hatte noch immer keine Zeit gefunden, sein Versprechen einzulösen. Stattdessen hatte er ständig irgendetwas Wichtiges in der Stadt zu erledigen gehabt und war an den ersten beiden Tagen erst nach Mitternacht zurückgekommen. Und ausgerechnet an diesem dritten Abend, an dem Onkel Federico ein Fest veranstaltete, entschloss sich Shannons Vater spontan, mit Freunden auszugehen, und überließ das Mädchen erneut sich selbst.

Normalerweise liebte es Shannon, an Festen teilzunehmen. Im Hinterhof ihrer Großeltern hatte sie keine Fete ausgelassen und bis spät in die Nacht mit den Erwachsenen herumgealbert. Doch diesmal war es anders – irritierend. Hier wurde zwar auch gelacht und